

Barbara von der Lühe

Von einsamen Hitler-Attentätern und Goldenen Frauen

Filme über die NS-Zeit und ihre Folgen auf der 65. Berlinale 2015

Mit einer Rekordzahl von über 400 Filmen in zwölf verschiedenen Sektionen und 334.000 Kauftickets stellten die 65. Internationalen Filmfestspiele Berlin neue Rekorde auf. Bemerkenswert an der Themenwahl der vertretenen Werke: 70 Jahre nach dem Ende des NS-Regimes und der Shoah setzten sich zahlreiche engagierte Filmemacher mit der NS-Zeit auseinander. Dabei stachen insbesondere der deutsche Film »Elser – Er hätte die Welt verändert« des Regisseurs Oliver Hirschbiegel und die britisch-amerikanische Produktion »Woman in Gold« von Simon Curtis hervor. Zu den Höhepunkten des Festivals zählte auch die Aufführung von Marcel Ophüls' lange verschollenem und nun restauriertem Werk »The Memory of Justice – Nicht schuldig?« (1973-1976) über die Nürnberger Prozesse. Der französische Dokumentarfilmer und Autor Marcel Ophüls erhielt unter großem Beifall des Publikums die Goldene Berlinale Kamera für sein Lebenswerk. Weitere thematische Schwerpunkte der 65. Berlinale 2015 waren das Kino der lateinamerikanischen Länder, Frauen- und Beziehungsproblematik sowie Adoleszenz-Dramen. Meister des deutschen Autorenfilms wie Margarete von Trotta, Werner Herzog und Wim Wenders, der ebenfalls mit einer Goldenen Berlinale Kamera geehrt wurde, zeigten ihre neuesten Werke. Mit der feierlichen Verleihung der Hauptpreise des Berlinale-Wettbewerbs – eines Goldenen und sieben Silberner Bären – endeten die 65. Internationalen Filmfestspiele Berlin am 14. Februar. Den Goldenen Bären erhielt der Film »Taxi« des iranischen Regisseurs Jafar Panahi.

Mit der Goldenen Berlinale Kamera an den 87-jährigen Dokumentaristen Marcel Ophüls zollte die Berlinale einem international bekannten Filmemacher Ehre, der sich seit Jahrzehnten in seinen Werken intensiv mit der deutschen Vergangenheit, mit Kriegsverbrechen und der Verletzung von Menschenrechten weltweit auseinandersetzt. Dies ist sein ganz persönliches Anliegen: Marcel Ophüls wurde 1927 als Sohn des Filmregisseurs Max Ophüls in Frankfurt am Main geboren, der 1933 mit seiner Familie nach Frankreich fliehen musste, 1940 vor den einrückenden Truppen der Nationalsozialisten nach Spanien flüchtete und 1941 schließlich Zuflucht in den USA fand. 1950 kehrte Familie Ophüls nach Frankreich zurück, wo sich Marcel Ophüls zunächst als Spielfilm-Regisseur etablierte. Ab Mitte der 1960er Jahre wandte er sich dem Dokumentarfilm zu und erregte 1967 mit seinem Film »München« über die politische Krise vom September 1938 Aufsehen. Mit dem Streifen »Das Haus nebenan – Chronik einer französischen Stadt im Kriege« (1969) über Frankreich unter deutscher Okkupation im Zweiten Weltkrieg rührte Ophüls an ein Tabu und löste in Frankreich die entscheidende Debatte über das Vichy-Regime aus. Das Thema ließ ihn nicht mehr los. Fast zwanzig Jahre später entstand seine Dokumentation »Hotel Terminus: Zeit und Leben des Klaus Barbie«, die 1988 mit einem Oscar und dem Prix de la critique internationale der Filmfestspiele in Cannes ausgezeichnet wurde; auf der Berlinale 1989 erhielt der Film den Frie-

densfilmpreis der Heinrich Böll Stiftung. Auch mit dem Vietnam-Krieg setzte sich Ophüls intensiv auseinander. 1970 lieferte er mit »The Harvest of My Lai« einen wichtigen Beitrag zur Debatte über Kriegsverbrechen in Südostasien.

1973 kam es über die ambitionierte Filmproduktion von »The Memory Of Justice« zu einer heftigen Kontroverse mit Ophüls' französischen Geldgebern, welche die Produktion erschwerte. 1978 hatte das 278 minütige Werk auf der Berlinale Weltpremiere. Der Film lief danach jeweils einmal in den Dritten Programmen des deutschen Fernsehens, fand jedoch keinen Verleih. Bis vor kurzem galt die sensationelle Dokumentation als verschollen. Doch dann kam sie buchstäblich wieder ans Licht: Nach aufwändiger Restaurierung, an der sich das Academy Film Archive (Hollywood), die Firma Paramount und die 1990 von Martin Scorsese gegründete Film Foundation beteiligten, wurde der Film unter dem Titel »Nicht schuldig« in diesem Jahr anlässlich der Bärenverleihung an Marcel Ophüls wieder in Berlin aufgeführt.

Ophüls' Werk ist eine spannende Montage sehr heterogenen Materials, von historischen Wochenschauaufnahmen von den Nürnberger Prozessen bis zu Interviews aus den 1970er Jahren. Es geht um unbequeme Fragen, die bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren haben: Wie kann das Verhalten einer Nation einerseits und von Individuen andererseits beurteilt werden? Kann es ein gerechtes Urteil einer siegreichen Nation über eine besiegte Nation geben? Stellte die Kriegsführung der USA in Vietnam die moralische Integrität in Frage, welche das Land bei den Nürnberger Prozessen erworben hatte? In seinem sehr kritischen Dokumentarfilm zieht Ophüls Vergleiche zwischen der Politik der USA in Vietnam und den NS-Kriegsverbrechen.

Ausgangspunkt des Films sind die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse, insbesondere die kompromisslose Haltung der Hauptangeklagten und deren Selbsteinschätzung, nicht schuldig am Genozid an den europäischen Juden zu sein. Ausschnitte aus dem Wochenschauaterial von den Prozessen konfrontieren die Zuschauer mit den kaltblütigen Aussagen der Täter und mit den erschütternden Darstellungen der Opfer. Ophüls interviewte vor laufender Kamera unter anderem Telford Taylor, Chefankläger des amerikanischen Militärgerichtshofs in Nürnberg, zwei der Hauptangeklagten, Karl Dönitz und Albert Speer, den Historiker Egon Kogon, das Ehepaar Serge und Beate Klarsfeld und deren Eltern, das Ehepaar Margarete und Alexander Mitscherlich, den Violinisten Yehudi Menuhin und die amerikanische Sängerin Joan Baez, eine Leitfigur der amerikanischen Menschenrechtsbewegung. Darüber hinaus befragte Ophüls Studenten an deutschen und amerikanischen Universitäten und machte Umfragen unter Passanten in deutschen Städten. Es entstand ein beeindruckender Montagefilm, der auch den heutigen Zuschauer in Atem hält. Er führt nicht zuletzt vor Augen, mit welchen Schwierigkeiten und Vorurteilen beispielsweise das Ehepaar Klarsfeld konfrontiert war bei Ihrer Aufklärungsarbeit über die Verbrecher und Verbrechen des NS-Regimes in Deutschland und Frankreich, er stellt Fragen nach der Integrität nicht nur politisch Verantwortlicher, sondern von uns allen. Ophüls schuf mit seinem Werk einen eigenen Dokumentarfilmstil, in dem Interviews mit Zeitzeugen – Tätern und Opfern –, mit Juristen und Historikern, aber auch mit »dem Mann auf der Straße« eine bestimmende Rolle spielen. So zählen Marcel Ophüls und der

zwei Jahre ältere Claude Lanzmann (1925), die ihr einzigartiges Lebenswerk beide in Frankreich schufen, zu den großen Filmchronisten der Shoah.

Große Erwartungen knüpften sich an den neuesten Film von Regisseur Oliver Hirschbiegel (»Der Untergang«, 2004; »Ein ganz gewöhnlicher Jude«, 2005), der außer Konkurrenz im Berlinale-Wettbewerb lief: »Elser – Er hätte die Welt verändert«. Hirschbiegel erzählt darin nach einem Drehbuch von Fred und Léonie-Claire Breinersdorfer das Schicksal des gescheiterten Hitler-Attentäters Georg Elser, der am 9. April 1945 im KZ Dachau ermordet wurde. In kürzeren Episoden zeigt der Film das familiäre Umfeld und den Freundeskreis, in dem Elser auf der schwäbischen Alb aufwächst. Dieser persönliche Hintergrund legt den Grundstein für das einfühlsame Porträt eines Mannes, in dem allmählich der Widerstand gegen das Nazi-Regime wächst, dessen genau geplanter Anschlag auf Adolf Hitler durch einen unvorhersehbaren Zwischenfall misslingt und den die Verhöre durch die SS nicht brechen können. Im Fokus des Films stehen dann die Vorbereitungen auf das fehlgeschlagene Bombenattentat im Münchener Bürgerbräukeller am 8. November 1939 sowie die Verhöre nach Elsers Verhaftung, die von zermürbenden Befragungen allmählich zur physischen Folter übergehen. Sie lassen den Zuschauer nachempfinden, unter welchem ungeheuren Druck der Einzeltäter Elser stand. Den Autoren und Regisseur Hirschbiegel geht es darum, dieses Schreckensszenario so genau wie möglich vor den Augen der Zuschauer erstehen zu lassen. Die Verhör-Szenen, die auf den Gerichtsakten des Elser-Prozesses beruhen, sind denn auch die atmosphärisch dichtesten des Films, vor allem durch die hervorragenden Darsteller Christian Friedel als Georg Elser und Burghart Klaußner in der Rolle von Arthur Nebe, des leitenden Ermittlers und Vernehmers. Wer sich für die Verfilmung des Elser-Stoffes interessiert, dem sei der Vergleich mit dem 1989 entstandenen Film »Georg Elser – Einer aus Deutschland« des österreichischen Regisseurs Klaus Maria Brandauer (der auch in der Titelrolle brillierte) empfohlen. Der über 25 Jahre zurückliegende Versuch Brandauers, Elser der Vergessenheit zu entreißen, erzielte seinerzeit nicht die erhoffte Wirkung – noch immer zählt Georg Elser zu den Unbekannten der Geschichte des deutschen Widerstands gegen Adolf Hitler. Oliver Hirschbiegel und sein Team hoffen jedenfalls, dass ihr Film »Elser – Er hätte die Welt verändert« daran nun etwas ändert und Elser die Würdigung finden wird, die im zusteht. In den deutschen Kinos ist der Film ab dem 9. April 2015 zu sehen.

Die Enteignung und der Raub von Kunstgütern durch die Nationalsozialisten liefern immer wieder Stoff für internationale Filmproduktionen. Auch in diesem Jahr widmete sich ein prominenter Berlinale-Beitrag dieser Thematik, die britisch-amerikanische Produktion »Woman in Gold«, die während der Filmfestspiele Weltpremiere hatte. Im Mittelpunkt der Handlung steht die langjährige Kontroverse zwischen Maria Altmann und der österreichischen Regierung um die Rückerstattung von fünf Werken Gustav Klimts aus dem früheren Besitz von Altmanns Onkel Ferdinand Bloch-Bauer, darunter des berühmten »Portraits Adele Bloch-Bauer I« (1907), auch bezeichnet als »Goldene Adele«. Die Bilder waren der Familie nach dem sogenannten »Anschluss« Österreichs von den Nationalsozialisten entzogen worden. Besonders der Konflikt um die Restitution des seinerzeit im Schloss Belvedere befindlichen Porträts von Maria Altmanns Tante Adele sorgte in Österreich

für heftige Diskussionen, denn aus Sicht vieler Österreicher ging es bei der »Goldenen Adele« um ein Nationalheiligtum, in seiner Bedeutung vergleichbar mit der Mona Lisa für Frankreich. Der Film bezieht diese teilweise auch antisemitisch geprägten Diskussionen mit in die Handlung ein und konzentriert sich im Wesentlichen auf die Versuche von Maria Altmann (dargestellt von Helen Mirren) und ihres Anwalts, des Arnold-Schoenberg-Enkels Eric Randol Schoenberg (verkörpert von Ryan Reynolds), die Restitution zu erreichen. Eindrucksvoll – nicht ohne mahnenden Zeigefinger – wird gezeigt, wie Schoenberg nach jahrelangem, zähen Ringen mit der österreichischen Regierung im Januar 2006 die Rückgabe der Bilder an Maria Altmann vor einem Schiedsgericht in den USA durchsetzte. Heute ist die »Goldene Adele« in New York zu bewundern, in der Neuen Galerie des Unternehmers und Philanthropen Ronald S. Lauder, der das Werk nach Angaben der »New York Times« im Juni 2006 von Altmann für 135 Millionen Dollar erwarb.

Vor dem Hintergrund des großen Medienechos um die Sammlung von Cornelius Gurlitt und den Streit um sein Erbe war dem Film »Woman in Gold« große Aufmerksamkeit sicher. Auch die »Gurlitt-Story« bietet genug Anregungen für einen spannenden Film – vielleicht wird er auf einer der nächsten Berlinale zu sehen sein.